**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 37 (1933-1934)

Heft: 7

Artikel: Auf Weihnachten aus dem Grabe wiedergeschenkt

Autor: J.R.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-666534

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Auf Weihnachten aus dem Grabe wiedergeschenkt.

Gine mahre Begebenheit.

Das reizende Ormonttal, das oberhalb des Genfer Sees gegen die Rhone ausmündet, und das dis hoch hinauf von zahllosen, malerisch hin= gestreuten Holzhäuschen und Sennhütten besät ist, wird völlig beherrscht von den Diablerets oder "Teufelsstöcken", einem mächtigen Gletscherblock, dessen blendend weiße Firnen sich auße prächtigste von dem dunklen Tannengrün der niederen Berge abheben. Drei nackte Felsspitzen, über dreitausend Meter hoch, starren aus dem ewigen Schnee gen Himmel. Jede dieser Spitzen bildet den Abschluß ungeheurer Bergemassen, und an der äußersten besindet sich die "Hölle", mit den wildesten Abstürzen und schauerlichsten Klüften.

Wer würde denken, daß ehemals vier Berge ragten, wo man heute nur drei Spiten zählt? Und doch sind erst zwei Jahrhunderte verflos= sen, seit ein gewaltiger Teil dieses Gebirgs= stockes gewichen, ein ganzer Berg daraus hinge= fallen ist. Ja, dieser Bergsturz des Jahres 1714 ist nicht einmal der erste und einzige; wahrscheinlich standen früher fünf, sechs, sieben Spiten, von denen heute nur noch die drei übrig geblieben. Eine nach der andern ift umgefallen, niedergebrochen, und man muß fürchten, daß auch den drei letzten der Reihe nach zu ihrer Zeit ähnliches begegnet. Auf den Sturz von 1714 ist bereits 1749 ein furchtbarer zweiter Rutsch gefolgt, der wiederum großes Unglück angerichtet hat.

Doch ich will von dem schrecklichen Bergfall vor zweihundert Jahren erzählen, von dem noch heute das Riesentrümmerseld am Fuß der Diablerets Zeugnis ablegt.

Es war im September 1714. Lang anhaltender Regen hatte die Berge bis in die Tiefen erweicht. Seit Tagen konnte man häufiges Donnerrollen vernehmen, das nicht aus den Lüften, sendern aus den Felsen kam. Die meisten Hirten folgten der Warnung und flüchteten mit ihren Herden. Die Zurückbleibenden mußten es mit ihrem Leben büßen.

In der Nacht von Sonntag auf Montag, den 24. September, steigerte sich der Lärm in den Flühen zu einem fast ununterbrochenen Böllern, wie von Kanonenschüssen, die von den Berggründen widerhallten. Um folgenden Mitstag, plötzlich, entsetzlich, löst sich die eine der vier Schwesterspitzen, größer als ein gewöhnlicher

Berg, wankt, rutscht, bricht, stürzt; dann umhüllt bald das ganze Gebirge eine ungeheure Stanbwolke, unheimlich durchleuchtet von Funken und Flammen, infolge der Reibung des Gesteins.

Die Erbe bebt weithin von dem furchtbaren Fall; gewaltige Steinblöcke werden meilenweit geschlendert; der bloße Luftdruck entwurzelt ferne Bäume; mehrere Bäche werden in ihrem Laufe gehemmt, stauen sich und bilden fortan tiefe Seen inmitten der Trümmer; andere Bergströme werden aus ihrem jahrtausendealten Bette geworfen und in ganz neue Bahnen gezwungen.

Hundertundzwanzig Hütten werden von den stürzenden Felsen begraben, dazu wieviel Mensschen und Vieh! Alles in wenigen Augenblicken. Weit über hundert Kühe werden sutterloß; ihre Weide, die ihnen bisher an den Abhängen des Berges erblühte, ist nicht mehr. Einzig die Bewohner einiger Dörfer im Tal haben einen kleinen Gewinn von dem schrecklichen Ereignis: zu einer gewissen Zeit des Jahres geht ihnen seitzem die Sonne wenige Minuten früher auf, weil ihr die eine Ecke der vormals vierspitzigen Phramide der Diablerets nicht mehr im Wegesteht.

Im übrigen aber — wer beschreibt das Unsheil und die Verwüstung, die der Sturz des Gewaltigen von seinem Throne zur Folge hatte? Kann es wunder nehmen, daß die abergläusbischen Umwohner wähnten, der Teufel, nach dem der Berg benannt, die Hölle und alle bösen Geister seien los, daß sie erschreckt mit allen Glocken läuteten und in die Kirchen flüchteten?

Das Trümmerfeld, zwanzig bis fünfzig Mester tief, bedeckt eine Fläche von zwei Kilometer ins Geviert, und noch heute kann man nicht ohne Schauer darüberhin gehen.

Aber mitten unter all den Schrecknissen jenes Tages ereignete sich etwas Wunderbares, eine liebliche Geschichte, die die alte Chronik unter der Menge des Furchtbaren mitverzeichnet hat.

Unter der Zahl der Opfer des Berges befand sich auch ein frommer Senn aus dem Dorfe Aven auf der Walliser Seite, der in der vershängnisvollen Stunde oben auf der Alp weilte. Seine Kinder wurden für Waisen erklärt. Sein Weib legte Witwenkleider an. Der Priester las Messen für seine arme Seele. Ein hoher Trüms

merberg wölbte sich als ein ungeheurer Leichenstein über dem Ort, da George Oders Sennhütte gestanden...

Drei Monate verstrichen. Weihnachten nahte, schon schrieb man den 23. Dezember. Die Bewohner von Aven waren in Zurüstungen auf das Fest begriffen. Wer schleicht und schwankt dort die Hauptstraße herab? bleich, entstellt, abgemagert, zerrissen, mit wildem, struppigem Haar und Bart, in wenigen schmuzigen Lumpen — ist's ein Gespenst? Das Gebein schlotztert in der Winterfälte, die Haut legt sich in groben Falten um die hervortretenden Knochen, die Augen schauen aus den Höhlen wie die eines Toten, und kaum kann die Gestalt sich aufrecht erhalten.

Wer ist's? Er kommt an sein Haus, sein eigen Haus, das er gebaut, in das er einst sein Weib geführt — aber sie schließt die Türe vor ihm zu, die Kinder fliehen erschreckt, das ganze Dorf entsetzt sich vor seiner Erscheinung; nirgends Einlaß, nirgends Erbarmen; man läuft zum Priester, daß er den Geist banne und beschwöre. Endlich gelingt es dem Unglücklichen, die Leute zu überzeugen, daß er selber es sei, der totgeglaubte Sennhirt und Vater, Georg Oder, sebendig. Nach und nach gibt er solgenden merkwürdigen Bericht seiner Ersebnisse:

Im Augenblick des furchtbaren Ereignisses befand er sich gerade in der Kammer zum Gebet, droben in seiner Sennhütte, die am Fuße eines steilen Felsens lehnte. Da fällt mit Gebröhne einer der ersten in der Höhe losgebrochenen mächtigen Felsblöcke herab und stellt sich unmittelbar neben der Hütte auf, so daß er mit dem Felsen hinter ihr einen schützenden Winkelfür sie bildete. Gleich darauf erhebt sich ein über alle Maßen erschreckliches Getöse über dem Haupte des armen Hirten, die Bergmassen rol-

len, stürzen, schießen daher, sie häusen sich rings am schützenden Felsen und hoch darüber... Die Hütte liegt begraben und doch nicht zermalmt... darinnen dichteste Finsternis.

"In dieser Lage", erzählte der Hirt, "emp= fand ich nicht die geringste Furcht, ich verlor nicht den Mut, ich machte mich ohne Verzug daran, einen Ausweg zu bahnen, und arbeitete hinfort ohne Ermüden an diesem Werke. Einige Räsefladen, die sich in meiner Kammer befanden, boten mir Nahrung; ein Wasserfaden, der von oben herabrann, stillte meinen Durst; und nach vielen Tagen — zählen konnte ich sie nicht in der langen Nacht dieses unterirdischen Ge= fängnisses — fand ich eine Öffnung, indem ich zwischen den Trümmern emporkletterte. Ich sah das Tageslicht wieder, wenn ich es auch nicht sobald wieder ertragen konnte; und der Höchste, welcher mir niemals die Hoffnung erlöschen ließ, und auf welchen ich die ganze Zeit über fest vertraute, er führt mich jetzt in die Mitte der Meinen zurück, daß ich fortan ein Zeuge und Beweis seiner wunderbaren Hilfe sei."

Man stelle sich die Lage des unter klaftertiesen Felsmassen Begrabenen vor, die langen sinstern Stunden in den Tiesen des Berges, ohne Wechsel von Tag und Nacht, ohne Zeitmaß übershaupt, in völliger Abgeschiedenheit, in schaurigster Stille! Die Ewigkeit schien angebrochen, er befand sich bereits in seinem Grabe, nie würde er die Sonne wieder sehen! Und dennoch durfte er noch einmal ans Licht kommen.

Das gab ein herrlich Weihnachten vor mehr als zweihundert Jahren! Frau Oder legte ihre Witwenkleider ab und zog ihre schmucke Feststracht an. Die Kinder waren keine Waisen mehr. Das ganze Dorf seierte mit. Und der Schwergeprüfte selber kam bald wieder zu Kräfsten und lebte noch manches Jahr.

# Die Revolution des Stoffs.

Von Dr. Heinz Walters.

"Revolution des Stoffs": wir meinen damit die seltsame Tatsache, daß es heute kaum mehr irgend einen Stoff von größerer praktischer Bedeutung gibt — sei es nun die Kohle, das Holz, das Glas, oder was immer —, in dessen Herstellung, Verarbeitung und Verwendung sich nicht in der letzten Zeit ein grundsätzlicher Wandel vollzogen hätte. Unseren Großeltern wäre der Gedanke geradezu paradog erschienen, daß man eines Tages aus ganz gewöhnlichem

Holz Zucker, aus Kohle Benzin oder aus Baumwolle fünftliche Seide machen würde, und man hätte ihnen erzählt, daß unsere Autos unzerbrechliches Glas, nicht rostendes Eisen, Leder aus Zellstoff haben würden und daß man den Betriebsstoff für den Motor sowohl aus Kohle als auch aus Zucker herstellen könnte, so hätten sie solche Prophezeiung sicherlich für einen Uprilscherz gehalten.

Aber die moderne Technik nimmt keine Rück-